

2 Erste Charakterisierung der qualitativen Sozialforschung

Mit dem Begriff der qualitativen Sozialforschung werden besonders von quantitativ arbeitenden Forschern Vorstellungsinhalte assoziiert, die dem qualitativen Paradigma nicht gerecht werden. Qualitative Methoden werden auf die Messung von Qualitäten, d. h. nonmetrische Eigenschaften von Personen, Produkten und Diensten reduziert und »als qualitative Forschung werden jene Methoden charakterisiert, bei denen wenig Auskunftspersonen, keine Stichprobenverfahren und keine statistischen Analysen eingesetzt werden« (Vogel & Verhallen, 1983, S. 146). Wenn Kritiker die qualitative Sozialforschung negativ ausgrenzend definieren, so greifen sie folgende Elemente heraus:

- ▶ Stichprobengröße: eine sehr kleine Zahl von Untersuchungspersonen,
- ▶ Stichprobenwahl: keine echten Stichproben nach dem Zufallsprinzip,
- ▶ Maße: keine quantitativen (metrischen) Variablen,
- ▶ Auswertung: keine statistischen Analysen.

Bei diesen Merkmalen handelt es sich eher um äußerliche Kennzeichen, die nicht einmal auf jedes qualitative Forschungsprojekt zutreffen müssen.

Stichprobengröße. Es gibt qualitative Untersuchungen, bei denen tatsächlich nur sehr wenige Fälle analysiert wurden – die Fallstudie ist hierfür ein Extremtypus –, doch sind bereits Untersuchungen mit relativ großen Probandenzahlen realisiert worden, mit einem *n* zwischen 50 und 100. Für die meist geringen Fallzahlen sind oft extrainhaltliche Gründe, wie Kosten, Zeit, Ressourcen etc., verantwortlich. Eine prinzipielle und methodologische Ablehnung hoher Fallzahlen ist in der qualitativen Sozialforschung nur dann gegeben, wenn man dem einzelnen Forschungsobjekt, d. h. dem Subjekt, nicht mehr gerecht werden kann und die methodologischen Kriterien verletzt werden.

Stichprobenwahl. Weil die geringe Zahl von Untersuchungspersonen eine sinnvolle Stichprobenrealisierung ausschließt, werden in der Regel keine echten Zufallsstichproben gezogen. Der Wert von Zufallsstichproben wird von qualitativen Sozialforschern jedoch nicht prinzipiell bestritten.

Maße. Es ist richtig, dass das Messniveau der Variablen in der qualitativen Methodologie nur eine untergeordnete Rolle spielt. Doch können und werden auch bei qualitativen Erhebungsmethoden (narratives Interview, Biografieforschung, Gruppendiskussion etc.) quantitative, metrische Variablen wie etwa Alter, Kinderzahl, Dauer der Arbeitslosigkeit usw. festgestellt. Daher unterscheidet sich das Messniveau zwischen qualitativer und quantitativer Forschung nicht generell.

Auswertung. Ob statistische Analysen durchgeführt werden, ist zunächst auch wieder eine Frage der Fallzahl und keine der grundsätzlichen Einstellung gegenüber der Statistik. Statistische Maßzahlen stellen in den Augen qualitativer Sozialforscher eine

Verkürzung konkreter Lebenssachverhalte dar, doch sind quantifizierende Aussagen nicht a priori ausgeschlossen. Dies gilt insbesondere dann, wenn es sich um sehr einfache Verfahren, wie Prozentuierungen oder Typenbildungen, handelt. Die Quantifizierer hingegen reduzieren die Daten nach ihrem Verständnis zum Zwecke des Informationsgewinns.

Mit der obigen Definition der qualitativen Methoden aus der Sicht der quantitativen Sozialforschung werden die qualitativen Forschungsmethoden mit ihrer strukturellen Verschiedenheit zu den quantitativen Methoden nicht ausreichend wiedergegeben. Diese Definitionselemente sind in der qualitativen Sozialforschung eher peripher und wurden aus einer grundsätzlichen Kritik der quantitativen Praxis abgeleitet.

Geschichtliche Entwicklung. »Qualitative und quantitative Methoden sind schon früh in der Geschichte der Sozialforschung, spätestens seit Mitte der 1920er Jahre, als zwei getrennte Traditionen wahrnehmbar. Seit dieser Zeit ist das Verhältnis zwischen ihnen spannungsreich, von wechselseitiger Abgrenzung und Kritik gekennzeichnet« (Kelle, 2008, S. 13). In den Sozialwissenschaften verstärkte sich um 1980 ein Unbehagen gegenüber den konventionellen Methoden und der dominierenden Stellung standardisierter Massenerhebungen (Kühler, 1980; Hoernig, 1980). Gegen die Verwendung sog. quantitativer Verfahren spricht, dass durch standardisierte Fragebogen, Beobachtungsschemata usw. das soziale Feld in seiner Vielfalt eingeschränkt, nur sehr ausschnittsweise erfasst und komplexe Strukturen zu sehr vereinfacht und zu reduziert dargestellt werden. »Zielt die konventionelle Methodologie darauf ab, zu Aussagen über Häufigkeiten, Lage-, Verteilungs- und Streuungsparameter zu gelangen, Maße für Sicherheit und Stärke von Zusammenhängen zu finden und theoretische Modelle zu überprüfen, so interessiert sich eine qualitative Methodologie primär für das ›Wie‹ dieser Zusammenhänge und deren innere Struktur vor allem aus der Sicht der jeweils Betroffenen« (Kiehl & Lamnek, 1984, S. 474). Insofern produziert die qualitativ orientierte Forschung deskriptive Daten über Individuen, die als Teile eines Ganzen und nicht als isolierte Variablen gesehen werden, wie dies oft im quantitativen Paradigma der Fall ist (Bogdan & Taylor, 1975). Die qualitative Richtung ist keine neue Entwicklung. Das Unbehagen gegenüber standardisierten Untersuchungsmethoden und ihre Konzeption vom sozialwissenschaftlichen Gegenstandsbereich (der sozialen Welt) kann auf eine lange Geschichte in der Soziologie zurückgreifen (s. Abschn. 3.1.2).

Methoden. Auf Seiten der Empirie ist auf jene Arbeiten zu verweisen, die Bonß in einer historisch-systematischen Untersuchung zur Geschichte der empirischen Sozialforschung der monografischen Linie zuordnet (Bonß, 1982; Kern, 1982). Oft erscheint der Rückgriff qualitativ orientierter Forscher auf traditionell verankerte Formen der Erhebung und Analyse nur als Wiederbelebung von in Vergessenheit geratenen Einzelmethoden. So haben z. B. die teilnehmende Beobachtung, die Biografieforschung und das Gruppendiskussionsverfahren eine regelrechte Renaissance erfahren. Wenngleich einzelne Methoden der qualitativen Sozialforschung und das Anliegen dieser Forschungsrichtung nicht als völlig neu bezeichnet werden können, so ist in der gegenwärtigen Situation dennoch Folgendes neu:

- ▶ Durch die Ausbreitung qualitativer Forschungsverfahren und die Zahl qualitativ orientierter Forschungsprojekte zeichnet sich eine Tendenz zur monografischen Linie ab.
- ▶ Die zunehmende Entwicklung der Methodendiskussion führt zu einem eigenständigen Paradigma, das über die kritische Auseinandersetzung mit den herkömmlichen quantitativen Methoden hinausgeht.
- ▶ Durch die Kritik der qualitativen Forscher an den Verfahren einer tatsachenbezogenen Empirie wurde eine Grundlagendiskussion über die Prinzipien empirischer Sozialforschung und die unreflektierte Anwendung traditioneller Forschungsmethoden entfacht (Bonß, 1982).
- ▶ Durch den Einbezug in die Methodenausbildung und die Etablierung als eigene Sektion in der Deutschen Gesellschaft für Soziologie wurde die qualitative Sozialforschung auf organisatorischer Ebene anerkannt.

Gegenwart. Auch zu Beginn des 21. Jahrhunderts ist die empirische Sozialforschung noch durch eine gewisse (hilfreiche) Verunsicherung der Vertreter etablierter Forschungsansätze, durch eine weitgehende Unübersichtlichkeit im Feld qualitativer Alternativvorschläge und oft durch gegenseitige Abschottungen, Verteufelungen oder einfach Missverständnisse geprägt. In der jüngsten Debatte wird die »Diversifizierung« (Flick, 2007b, S. 222) der Verfahren qualitativer Sozialforschung als »Zersplitterung« (Reichertz, 2007a, S. 196), »Sammelsurium« (Breuer, 2007, S. 213) oder gar »uferlose(s) Chaos« und »Tohuwabohu« (Jüttemann, 2007, S. 231f.) bezeichnet. Strittig ist dabei auch, ob sich in der »Vielfalt ohne Einheit« (Reichertz, 2007a, S. 197) ein gemeinsames »(wackeliges) Fundament« (Reichertz, 2007b, S. 279) erkennen lässt oder nicht und ob angesichts dieser Diagnose der Begriff der qualitativen Sozialforschung überhaupt noch zutreffend ist oder ob nicht vielmehr vom »Feld der qualitativen Methoden« (Reichertz, 2007a, S. 197), »qualitativ bzw. quantitativ ›orientierten‹ Methoden« (Mayring, 2007, S. 251) oder Ähnlichem gesprochen werden müsste (Reichertz, 2007a; s. auch Debatte in der Zeitschrift »Erwägen, Wissen, Ethik« 2007).

An vielen Stellen ist jedoch die Bereitschaft festzustellen, zu einer systematischen Klärung der gemeinsamen Problemstellungen beizutragen. Reichertz (2007a, S. 196) diagnostiziert hier eine »neue Verträglichkeit« von erwachsen und selbstbewusst gewordener quantitativer und qualitativer Sozialforschung. Anders fällt das Urteil von Kelle (2008) aus, nach dessen Ansicht die aktuelle Methodendebatte zwei unterschiedliche Formen annimmt: »einerseits eine offensiv-konfrontative Form, die von manchen Autoren ironisch als »Paradigmenkrieg« bezeichnet wird, und andererseits die Form des gegenseitigen Aus-dem-Weg-Gehens, wobei gegenseitige Einflussphären abgegrenzt werden, in denen man ungestört voneinander Forschungsziele, Methoden und Kriterien für gute Forschung entwickeln kann« (Kelle, 2008, S. 14). Dies setzt voraus, quantitative und qualitative Methoden nicht als prinzipiell unvereinbare Untersuchungsverfahren, sondern als sich ergänzende Alternativen im Feld empirischer Forschung zu begreifen (s. Kap. 5). Bemühungen bezüglich einer Integration von qualitativer und quantitativer Sozialforschung und eines Vorantreibens der

Methodendiskussion wurden jüngst von Kelle (2008) sowie Schulz und Ruddat (2008) unternommen. »Der gegenwärtige Stillstand der Methodendiskussion hat nachteilige Wirkungen nach innen und nach außen: auf der einen Seite werden die Chancen, die eine wechselseitige Kritik für eine Fortentwicklung und Verbesserung methodischer Instrumentarien bieten kann, nicht genutzt. Auf der anderen Seite ist es nach außen nur schwer vermittelbar, wieso sich Sozialwissenschaftler seit mehr als 80 Jahren nicht darüber einigen können, welches die angemessenen Methoden zur Erforschung der Phänomene in ihrem Gegenstandsbereich sind« (Kelle, 2008, S. 294).

Um die jeweiligen Eigenarten der beiden Vorgehensweisen – quantitativer Sozialforschung auf der einen und qualitativen Verfahren auf der anderen Seite – besser begreiflich zu machen, sollen im Folgenden mit dem Mittel der idealtypischen Kontrastierung beide Richtungen mit ihrem metatheoretischen Hintergrund charakterisiert werden. Die Kritik an den herkömmlichen quantitativen Ansätzen, die zur Basis jener Prinzipien wurde, die sich die qualitative Sozialforschung heute selber zuschreibt, bietet sich als Einstieg an.

2.1 Kritikpunkte an der traditionellen quantitativen Sozialforschung

Bis zur Mitte der sechziger Jahre des 20. Jahrhunderts wurde die Qualität der empirischen Sozialforschung vielfach daran gemessen, inwieweit sie sich dem von den Naturwissenschaften übernommenen Modell nähern konnte. Müller charakterisiert diese Übereinstimmung auf der wissenschaftstheoretisch-methodologischen Ebene als »Festhalten am Postulat der Einheitswissenschaft (...) verbunden mit der Verpflichtung auf das Hempel-Oppenheim-Schema der wissenschaftlichen Erklärung, meist in seiner probabilistischen Version (...) und an der strikten Trennung von Gewinnungs-, Begründungs- und Verwendungszusammenhang« (Müller, 1979, S. 12).

Gegen diese Grundposition und die dahinter stehenden wissenschaftstheoretischen Basisüberlegungen (Prim & Tilmann, 1973) wurde besonders im sog. Positivismusstreit (Adorno et al., 1980) vor allem von Vertretern einer kritisch-dialektischen Gesellschaftstheorie Kritik formuliert (Bogumil & Immerfall, 1985). Aber es gab auch im Bereich der analytischen Wissenschaftstheorie selbst wichtige Einsichten in den Problemcharakter empirischer Aussagen, z. B. die von Kuhn (1967) und Feyerabend (1975) vertretene These der Theoriebeladenheit aller Beobachtungsaussagen. Diese wurden in den siebziger Jahren von den Anhängern des qualitativen Paradigmas in kritischer Absicht aufgegriffen und gegen die analytische Richtung als Ganze verwendet.

Die von den Kritikern quantitativer Sozialforschung vorgebrachten Vorwürfe entwickelten sich aus verschiedenen Quellen. Die Befürworter quantifizierender Verfahren unterstützten durch ihre eigene Methodenkritik die Angriffe gegen die

etablierten Methoden (Kriz, 1981). Ohne der Vielfältigkeit der vorgebrachten kritischen Überlegungen gerecht werden zu können, sollen einige zentrale Kritikpunkte gegenüber den traditionellen Forschungsansätzen kurz benannt werden. Girtler (1984) fasst die vier Hauptargumente gegen eine naturwissenschaftlich ausgerichtete positivistische Soziologie und Ethnologie zusammen:

- (1) Soziale Phänomene existieren nicht außerhalb des Individuums, sondern sie beruhen auf den Interpretationen der Individuen einer sozialen Gruppe, die es zu erfassen gilt.
- (2) Soziale Tatsachen können nicht vordergründig als objektiv identifiziert werden, sondern sie sind als soziale Handlungen von ihrem Bedeutungsgehalt her bzw. je nach Situation anders zu interpretieren.
- (3) Quantitative Messungen und ihre Erhebungstechniken können soziales Handeln nicht wirklich erfassen; sie beschönigen oder verschleiern eher die diversen Fragestellungen. Häufig führen sie dazu, dass dem Handeln eine bestimmte Bedeutung untergeschoben wird, die eher die des Forschers als die des Handelnden ist.
- (4) Das Aufstellen von zu testenden Hypothesen vor der eigentlichen Untersuchung kann dazu führen, dem Handelnden eine von ihm nicht geteilte Meinung oder Absicht zu suggerieren oder aufzuoktroyieren.

Diese vier Kritikpunkte an der quantitativ-standardisierenden Vorgehensweise werden in dem folgenden Beispiel dargestellt.

Beispiel

Unterschiedliche Bedeutung von »weiß nicht«

Ein Kreuz hinter der Antwortalternative »weiß nicht« in einer schriftlichen Befragung kann sehr Unterschiedliches und meist nicht eindeutig Feststellbares bedeuten:

- Der Befragte weiß die richtige Antwort auf die gestellte Frage tatsächlich nicht.
- Der Befragte weiß mit der Frage überhaupt nichts anzufangen, weil er sie vielleicht nicht versteht.
- Der Befragte hat keine Lust, über die Beantwortung der Frage nachzudenken.
- Der Befragte kann seine Antwort nicht in das vorgegebene Kategorienschema einordnen.
- Der Befragte möchte nicht antworten und die Unwilligkeit hinter angeblichem und sozial akzeptiertem Nichtwissen verbergen.

Folgen für die Forschung. Das seinem Anspruch nach naturwissenschaftlich-positivistische Forschungsvorgehen trägt demnach kaum dazu bei, menschliches Handeln konsequent zu erfassen: »Es werden zwar bei den konventionellen Verfahren Zahlen und Prozentzahlen in großer Menge angeboten, es wird jedoch kaum gezeigt, wie der Mensch wirklich handelt und wie seine Interpretationen des Handelns aussehen« (Girtler, 1984, S. 26f.). Ein Verfechter qualitativer Methoden sollte die quantitative Sozialforschung jedoch nicht eindeutig ablehnen, selbst wenn er sich

gegen den Mythos der Quantifizierbarkeit oder die Gesetzmäßigkeit sozialen Handelns wendet. Girtler erklärt hierzu: »... was aber nicht heißen soll, dass ich für bestimmte Fragestellungen die Quantifizierung der Daten bzw. Statistiken nicht für wichtig halte, so z. B. bei der Feststellung von Delikthäufigkeiten, Arbeitslosenraten usw. Jedoch: um den Regeln des ›typischen‹ sozialen bzw. kulturellen Handelns auf die Spur zu kommen, bedarf es der [qualitativen; Anmerkung S.L.] Methoden« (Girtler, 1984, S. 12f.). Die grundsätzlichen Einwände machen die Abwendung von bzw. die Skepsis gegenüber den quantitativen Methoden erklärlich. Mehr und mehr fanden qualitative Verfahren, wie Intensivinterviews, Gruppendiskussionen, teilnehmende Beobachtungen etc., bei einem multimethodischen Vorgehen und bei Methodenkombinationen, die auf die Integration verschiedener Merkmale des Forschungsgegenstandes abzielen, Eingang in die empirische Forschung (Witzel, 1982).

Die von Girtler vorgebrachten allgemeinen Kritikpunkte an der konventionellen, quantitativ-standardisierenden Sozialforschung werden noch ergänzt und differenziert werden, wobei sich wegen der Verschränktheit der Kritikpunkte Redundanzen ergeben. Die pragmatische Aufgliederung erfolgt aus didaktischen Gründen. Schwierigkeiten aus der Anwendung quantitativer Forschungsmethoden ergeben sich meist auf allen theoretischen und praktischen Ebenen des Forschungsprozesses oder wirken sich zumindest auf sie aus. Daher erstreckt sich die Kritik auf alle Bereiche, so dass die meist interdependente und auf alle Ebenen durchgreifende Kritik nur analytisch aufgegliedert werden kann. Mit der Klassifikation der Kritikpunkte ist keine hierarchische Differenzierung gemeint. Auch die Genese der Kritikpunkte ist aus der Position qualitativer Sozialforschung nicht immer eindeutig zu entscheiden.

Restringierte Erfahrung

Die quantitative Sozialforschung und die dahinter stehende wissenschaftstheoretische Position des Positivismus vertritt das Konzept einer restringierten Erfahrung. Die Restriktion wirkt dabei in zweifacher Hinsicht:

Fokus auf das Gegebene. Das wissenschaftliche Erkenntnisinteresse und der Bereich potenzieller Forschungsgegenstände werden auf das Positive und das tatsächlich Gegebene beschränkt. Damit bleiben nicht unmittelbar ersichtliche Phänomene und das Wesen der Dinge prinzipiell vom Erkenntnisprozess ausgegrenzt. Prototypisch für diesen Ansatz ist die Inhaltsanalyse in der Definition von Berelson (1952), nach der sie sich nur auf manifeste Inhalte zu beziehen habe. Latente Sinnstrukturen wären aus der Analyse ausgeschlossen.

Vernachlässigung der Erfahrung. Die Erfahrung als Überprüfungs- und Bewährungsinstanz wissenschaftlicher Aussagen wird in der quantitativen Forschung eingeschränkt. Zulässig zur empirischen Prüfung von Hypothesen sind nur die Erfahrungsdaten, die in irgendeiner Form standardisierbar (quantifizierbar) und damit intersubjektiv nachvollziehbar sind. Common-Sense und lebensweltlicher Erfahrungsschatz der untersuchten Gesellschaftsmitglieder bleiben als Quelle, Gegenstand und Verifikationskriterium wissenschaftlicher Erkenntnis ausgeschlossen. Das Verhältnis von Theorie und Erfahrung sollte aber nicht auf die nachträgliche Überprü-

fung hypothetischer Sätze durch restringierte (eingeschränkte) Erfahrung reduziert werden. Unter restringierter Erfahrung versteht man die Überprüfung von Hypothesen und Theorien im Sinne kontrollierter und reproduzierbarer (Einzel-)Beobachtungen, wodurch die vorgängige, d. h. vorwissenschaftlich oder lebensgeschichtlich erworbene Erfahrung ausgeschaltet wird (Fuchs et al., 1978). Genau diese Erfahrung kann und soll aber auch Gegenstand sozialwissenschaftlicher Forschung sein.

Umsetzung in der Forschungspraxis. Filstead weist in diesem Zusammenhang auf den großen Abstand hin, den die Sozialforscher zum Objektbereich ihrer Wissenschaft einhalten. Dies führt zur Vertiefung des Grabens zwischen Soziologen und empirisch arbeitenden Sozialforschern: »Wir entfalten technische Spezialisierungen und denken dabei kaum daran, ob sie eigentlich dazu taugen, die Realität der empirischen sozialen Welt zu erfassen. Der wachsende Trend zur Quantifizierung hat zu einem verminderten Verständnis der empirischen sozialen Welt geführt (...) Wenn sie menschliches Verhalten besser verstehen wollen, müssen die Soziologen, statt einen immer größeren Abstand von den Phänomenen der empirischen sozialen Welt herzustellen, in direkten Kontakt mit ihr treten« (Filstead, 1979 a, S. 30). Qualitative Sozialforschung ist nicht zuletzt der Versuch, den restringierten Erfahrungsbegriff der quantitativen Sozialforschung zu überwinden. »Ihre Forderung nach Öffnung der Forschung für das Alltagsbewusstsein, ohne bei einer unreflektierten Replikation des Alltagsbewusstseins stehen zu bleiben, und nach empathischer Rekonstruktion der sozialen Realität belegen dies recht deutlich« (Bogumil & Immerfall, 1985, S. 107).

Schein und Wirklichkeit

Verdopplung der Realität. Weil sich die herkömmliche empirische Sozialforschung nur für die vermeintlich objektiven gesellschaftlichen Tatbestände interessiert und deren Wahrnehmung durch die Gesellschaftsmitglieder als Ausdruck eines wahren Bewusstseins begreift, nimmt sie die Begleiterscheinungen fälschlich für die Sache selbst (Adorno, 1957 a). Damit dupliziert sie in ihrer Hypothesenbildung das bereits verdinglichte Bewusstsein der Untersuchten und zementiert die ideologische Verblendung des gesellschaftlichen Zusammenhangs. Diese Verdoppelung der Realität greift umso mehr, als die Hypothesen bereits vorab formuliert werden und so die Vorurteile des Forschers in die Konzeption des Gegenstandsbereichs einfließen, bevor dieser sich in seiner Eigenart entfalten kann. Den Phänomenen, die untersucht werden sollen, wird die wissenschaftliche Vorstellung von der Wirklichkeit aufgedrängt, obwohl diese Wirklichkeitskonzeption das verdinglichte Bewusstsein der Gesellschaftsmitglieder bereits reproduziert. Damit schließt sich der Zirkel der ideologischen Verblendung und der analytische Durchblick auf die Sache selbst und die gesellschaftliche Totalität wird in ihrer wahren Objektivität verbaut.

Theorie und Empirie. Eng mit den gerade beschriebenen Mechanismen hängt der Vorwurf der Theorielosigkeit gegen die Sozialforschung zusammen. »Eine grundlegende Arbeit über die Gesellschaft, in der Soziologen ihre Tätigkeit ausüben und die

ihre Tätigkeit in näher zu bestimmender Weise beeinflusst, ist in den wenigsten Forschungsarbeiten zu finden (...) In aller Regel bleiben sogar die Hinweise auf eine Theorie über das jeweils untersuchte Teilgebiet abrißhaft. Forschungsmethoden werden oft als »atheoretische« Werkzeuge betrachtet« (Müller, 1979, S. 12). Mertons Konzept der Theorien mittlerer Reichweite will bei begrenzten Forschungsbereichen zwischen Theorie und Empirie vermitteln (Merton, 1969). Die damit verbundene Partialisierung ist von der Hoffnung getragen, dass sich die räumlich bzw. zeitlich begrenzten Theorien einmal zu einer umfassenderen Theorie der Gesellschaft zusammenfügen lassen. Bislang erscheint die Erfüllung dieser Hoffnung jedoch sehr fraglich und es scheint, als hätte sich dieser Kritikpunkt kaum auf die Forschungspraxis ausgewirkt. Auch wenn fallweise die Verbindung von soziologischer Reflexion und gesellschaftlicher Realität verwirklicht wurde, gründet sich die Kritik nicht auf einen kritischen, gesellschaftstheoretischen Alternativentwurf (Müller, 1979). In einer eingehenden Kritik der standardisierenden Forschungs- und Messverfahren zeigten Cicourel (1970), Berger (1974) und Kreppner (1975), dass der komplexe und prozessuale Kontextcharakter der sozialwissenschaftlichen Forschungsgegenstände kaum durch eine normierte Datenermittlung zu leisten ist und stattdessen situationsadäquate, flexible und die Konkretisierung fördernde Methoden notwendig sind. Allerdings nennen die Autoren keine systematisch entwickelten und erprobten Alternativen. Einerseits müssen methodologische Kriterien entwickelt und gegenüber dem Quasi-Monopol traditioneller Verfahren legitimiert werden, andererseits kommen qualitative Methoden nur schwer über den Status bloßer heuristischer Instrumente hinaus: »Sie gelten als vorwissenschaftlich und sind entsprechend wenig ausgefeilt. Mangels eindeutiger Kriterien wird so in den Methodenlehrbüchern die Ausgestaltung des qualitativen Untersuchungsablaufes der Findigkeit und Risikobereitschaft des Forschers überlassen« (Witzel, 1982, S. 10).

Herrschaftsstabilisierung

Die in der etablierten Sozialforschung betriebene Verdoppelung der Realität durch die Übernahme der ideologisch verzerrten Wahrnehmungsformen und die damit einhergehende Reproduktion des verdinglichten Bewusstseins besitzt eine herrschaftsstabilisierende Funktion. »Die vorherrschenden Verfahren zur Untersuchung sozialen Bewußtseins (...) sind zugeschnitten auf die Erfassung von Bewußtsein, das mit bestehenden Herrschaftsverhältnissen konform geht« (Berger, 1974, S. 11). Unter Bedingungen des Spätkapitalismus bedeutet dies eine Stabilisierung der kapitalistischen Verhältnisse. Allgemeiner lässt sich der Vorwurf der Herrschaftsstabilisierung wie folgt fassen: Da die quantitative Sozialforschung wegen ihrer Methodologie die vorgefundenen Fakten naiv und direkt interpretiert und die Kritik solcher Fakten in der Methodologie ausgeschlossen ist, werden die jeweils bestehenden Verhältnisse erhalten und stabilisiert. Die Kritik bestehender Zustände ist in dieser Position nicht Aufgabe des Wissenschaftlers. Aber auch die methodologische Absicht, historische Gesetzmäßigkeiten zu finden, trägt ein konservativ-stabilisierendes Element in sich. Gesellschaftliche Ordnungen, Bedingungen und Verhältnisse bleiben so erhalten.

Auf methodischer Ebene (z. B. Erhebungstechniken) erkennen manche Autoren in der quantitativen Sozialforschung ebenfalls herrschaftsstabilisierende Mechanismen. Dem wird von manchem Kritiker entgegengehalten, dass dabei der Bote für die böse Kunde, die er bringt, haftbar gemacht wird und der Einwand somit auf eine Verwechslung von Ursache und Wirkung zurückzuführen sei (Bogumil & Immerfall, 1985).

Primat der Methode

Das einmal ausgebildete methodische Instrumentarium wird bei der quantitativen Sozialforschung zur Verfolgung der verschiedensten Fragestellungen immer wieder herangezogen, ohne auf die Eigenart der Forschungsgegenstände Rücksicht zu nehmen. Die zu untersuchende Wirklichkeit ordnet sich den vorhandenen Untersuchungsmethoden unter. Dieser Primat der Methode über die Sache verhindert eine angemessene und gültige Erfassung der interessierenden Sachverhalte. In der quantitativen Forschungspraxis verselbstständigt sich ein bestimmter Methodenapparat gegenüber den Sachen und die Universalität des gesellschaftlichen Zusammenhangs kommt nicht zum Ausdruck (Adorno, 1956). Der Methodenapparat wird nicht an die Eigenart und Qualität der Sachen angepasst, sondern die Untersuchung gesellschaftlicher Phänomene wird nach den vorhandenen Forschungsmethoden festgelegt und die Gegenstände werden der vorgegebenen Methode angepasst bzw. verdinglicht. Die Auswahl der Forschungsgegenstände richtet sich dabei mehr nach den verfügbaren Verfahrensweisen als nach der Wesentlichkeit des Untersuchten. In diesem Sinne schreibt Adorno: »Die Dinghaftigkeit der Methode, ihr eingeborenes Bestreben, Tatbestände dingfest zu machen, wird auf ihre Gegenstände, eben die ermittelten subjektiven Tatbestände übertragen, als ob diese an sich dingfest wären« (Adorno, 1972, S. 514).

Subjekt zu Objekt. Man könnte sogar behaupten, es würde nur das untersucht werden, was vermeintlich mit den verfügbaren Methoden und der zugrunde liegenden Methodologie ausreichend exakt erfasst werden kann. Andere Forschungsfragen werden ausgeschlossen, anstatt sie zum Anlass zu nehmen, adäquate Methoden für sie zu entwickeln. Da das Schwergewicht der traditionellen Sozialforschung bei der Methode liegt, die auf einen Gegenstand angewandt wird, ist die Angemessenheit der Methode zumindest gefährdet. Gerade die Berücksichtigung der Struktur, die untersucht werden soll, erlaubt kein abstraktes Methodenset oder allgemeine Instrumentarien, sondern eine Methode, die aus und an dem Gegenstand entwickelt wird. Dies impliziert, dass Individualität und Einzigartigkeit des Objekts als Subjekt berücksichtigt werden.

Die mit der traditionellen Sozialforschung einhergehende und notwendige Folge der Faszination vom Gesetz der großen Zahl (alles über einen Leisten schlagen) lässt die Quantität vor die Qualität treten. Dieser Vorwurf leitet unmittelbar zum Problem des quantitativen Messens über.

Messfetischismus

Umformung und Interpretation. Die Vernachlässigung qualitativer Aspekte in der quantitativen Sozialforschung läuft parallel mit dem oft zu beobachtenden Messfeti-

schismus. Der Hauptvorwurf gegenüber der herkömmlichen Methodologie lautet, die Messproblematik in den Sozialwissenschaften entweder erst gar nicht angemessen zu begreifen bzw. die falschen Lösungswege einzuschlagen, wenn Messfehler vermieden werden sollen (Kreppner, 1975). Bei der Messung werden kommunikative Erfahrungen zu Daten umgeformt (Habermas, 1967). Da es uninterpretierte Erfahrungen nicht gibt, stellt der Umformungsprozess des Messens selbst eine Interpretation dar. Der Forscher greift bei der Interpretation seiner Beobachtungen, also bei der Zuordnung von Zeichen zu Erfahrungen nach bestimmten Messregeln, auf sein alltagsweltliches Vorverständnis zurück, ohne allerdings diesen Rückgriff auf den Common-Sense deutlich zu machen (Cicourel, 1970). Damit wird zum einen die Problematik der Messoperation nicht erkannt. Zum anderen werden die impliziten (Interpretations)Regeln, die dieser Operation zugrunde liegen, nicht ausgewiesen. Weder die intersubjektive Nachvollziehbarkeit der Messung noch deren Kritisierbarkeit – beides Forderungen der methodologischen Konzeption – sind gegeben.

Tausch- und Gebrauchswert. Von historisch-materialistischer, also gesellschaftstheoretischer Seite her kommend, wird der Messfetischismus mit anderer Argumentation angeprangert: »Die Vorherrschaft der Tauschwerte über die Gebrauchswerte verlangt in den positiven Sozialwissenschaften den Rückgriff auf elaborierte Meßtechniken, den Primat der strikten Quantifizierung über die Rücksicht auf die Eigenschaften der Sachverhalte selbst« (Ritsert, 1971, S. 62). Für Ritsert verkörpert die Neigung, höhere Messniveaus zu wählen, als sie den Daten bzw. der Sache selbst entsprechen, die Interessen des Systems von Warenproduktion und Warentausch der gegenwärtigen, kapitalistischen Gesellschaft.

Instrumentalisierung als Intersubjektivität

Da Intersubjektivität als wissenschaftlich-methodologisches Prinzip gefordert wird, versucht man innerhalb der quantitativen Verfahren, die Einflüsse des Forschers und des Erhebungsinstruments auf die Ergebnisse so weit wie möglich zu reduzieren bzw. zu eliminieren. Nach Meinung von Kritikern eines solchen Vorgehens lassen sich diese Einflüsse aber nicht eliminieren, weil die Involviertheit des Forschers in den Forschungsprozess ein unumgehbarer und notwendiger Faktor der Ergebnisproduktion sei. Daher beschränken die Quantitativen mit einer immer weitergehenden Instrumentalisierung der Erhebungsmethoden einen falschen Lösungsweg, weil er die Abhängigkeit der Methode vom zu untersuchenden Gegenstand und die substantielle Verstrickung des Forschers in den Prozess der Untersuchung leugne.

Versteht man den Forschungsablauf als kommunikative Beziehung zwischen Forscher und Forschungsobjekt, so ergibt sich die Intersubjektivität nicht aus der Standardisierung der Methoden, sondern aus der Anpassung der Methoden an das individuelle Forschungsobjekt sowie der Verständigung und dem Verstehen zwischen Forscher und Forschungsobjekt. Dadurch wird das Forschungsobjekt zum Forschungssubjekt.

Wenn man die theoriegeleitete Datenproduktion der quantitativen Sozialforschung betrachtet, leitet sich aus dem Primat der Methode ab, dass die messtheoretischen Implikationen der Methoden nur generalistisch und kaum gegenstandsbezogen gesehen werden. Dies führt zu dem Missverständnis, die Befunde als mit der sozialen Realität übereinstimmend zu begreifen, obgleich sie sehr stark instrumentenproduziert sind. Messartefakte entstehen, wenn die Instrumente nicht im sozialen Kontext ihrer Anwendung gesehen werden. Die herausgestellte intersubjektivität ist noch lange kein Wahrheitsbeweis.

Naturwissenschaft als Vorbild

Methodologie und Methoden der Sozialwissenschaften orientieren sich in ihrer quantitativ-empirischen Ausrichtung am naturwissenschaftlichen Vorbild. Dort geht es um allgemeine Gesetzmäßigkeiten bzw. nomologische Aussagen, die Erklärungen, Prognosen und technologische Anweisungen ermöglichen. Kennzeichnend für die naturwissenschaftliche Methodologie ist aber die »Isolation (Vorgänge werden aus ihrem Zusammenhang herausgelöst und einzeln bearbeitet; anders herum formuliert, Problemkomplexe werden – analytisch – zergliedert), Mathematisierung (der durch Experiment und Beobachtung gewonnenen Erfahrung) und Reproduzierbarkeit der Ergebnisse durch Wiederholung von Beobachtung und Experiment« (Konegen & Sondergeld, 1985, S. 25).

Diese Position wird den Sozialwissenschaften nicht gerecht: Ihr Analysegegenstand ist der in einem sozialen Kontext lebende und handelnde Mensch, das soziale Individuum, dessen Handeln mit Sinn, mit Bezug auf andere versehen ist. Dieses Handeln muss verstanden werden. Somit bedarf seine wissenschaftliche Analyse einer anderen Methode. Die naturwissenschaftlichen und zum Gegenstand der Analyse gemachten Phänomene müssen eben erklärt werden. Verstehen – im Sinne einer Erfassung ihrer Motivation – ist nicht möglich. Nicht die generelle, hinter dem Handeln vermutete Gesetzmäßigkeit, die es so nicht gibt, sondern die für das Verstehen notwendigen Motive sind entscheidend. Die geisteswissenschaftliche Methode des Verstehens ist realitätsgerechter und dem sozialwissenschaftlichen Gegenstand angemessen.

Subjekt als Objekt

Interaktionspartner. Von der naturwissenschaftlichen Methodologie müssen sich die Sozialwissenschaften unterscheiden, weil ihr Gegenstand nicht naturwissenschaftliche Objekte, sondern menschliche Subjekte sind. Die quantitative Sozialforschung behandelt aber durch ihre standardisierten Methoden individuelle Menschen als Objekte, als pure Datenlieferanten. Dies wäre jedoch nur dann methodologisch zu akzeptieren, wenn »der Sozialwissenschaftler, das forschende Subjekt, den sozialen Tatbeständen, den zu erforschenden Objekten, so distanziert und gleichsam neutral gegenüberzutreten könnte, wie der Naturwissenschaftler den natürlichen Objekten« (Konegen & Sondergeld, 1985, S. 27), was unmöglich ist. Die quantitative Sozialfor-

schung übersieht, dass ihre Forschungsobjekte im Forschungsprozess als aktiv handelnde und kompetente Interaktionspartner auftreten. Sie sind Experten für die zu untersuchenden Fragen. Wegen dieser Eigenschaft sind sie ausgewählt worden und dadurch erlangen sie Bedeutung. Sie sind »als gleichberechtigte Partner ernst zu nehmen. Kriterium der Wissenschaftlichkeit von Aussagen ist ihre Handlungsrelevanz, nicht Entsubjektivierung« (Bogumil & Immerfall, 1985, S. 69).

Soziale Beziehung. Die vom Forscher in der quantitativen Sozialforschung geforderte Distanz und Neutralität müssten in den Sozialwissenschaften umgekehrt die Objekte den Forschern und Forschungsmethoden entgegenbringen, was nicht gewährleistet ist. Sowohl Forscher als auch die Untersuchten sind im Forschungsprozess soziale Subjekte, die in gegenseitiger Orientierung und Anpassung aneinander handeln. Die Untersuchten sind nicht (nur) Datenträger, sondern stehen im Forschungsprozess in einer sozialen Beziehung zum Forscher. Auf dieser Beziehung baut gerade die Aktionsforschung auf (Haag, 1972; Moser, 1975). Sie zu negieren oder zu vernachlässigen, bedeutet nach Auffassung qualitativer Forscher, auf die Kooperation der Untersuchten geradezu zu verzichten (Bogumil & Immerfall, 1985). Während herausgestrichen wird, dass die qualitative Sozialforschung die Subjekthaftigkeit der Forschungsobjekte stärker berücksichtigt, kommen Bogumil und Immerfall bei ihrer Analyse (sie beziehen zusätzlich den Historischen Materialismus und die Kritische Theorie mit ein) zu einem tendenziell anderen Befund: »Wir meinen, hier festhalten zu können, daß den Sehweisen trotz aller Unterschiede das Bild des Subjekts gemeinsam ist: ein hilfloses, das trotzdem noch handelt und sich nicht nur verhält. Wir möchten dies als partielle Subjekthaftigkeit bezeichnen« (Bogumil & Immerfall, 1985, S. 104).

Scheinobjektivität der Standardisierung

Kritiker der quantifizierenden Sozialforschung bezeichnen die von ihr verlangte Objektivität in Daten und Interpretation als Scheinobjektivität, weil durch eine Standardisierung der Verfahren die geforderte interpersonale Synonymität nicht gewährleistet werden könne. Standardisierung der Bedeutungen ist etwas anderes als Standardisierung von Aussagen oder Handlungen. Gleiche Phänomene können unterschiedlich interpretiert werden. Die quantitative Sozialforschung will alle Erhebungssituationen standardisieren, z. B. eine Befragung, um eine Vergleichbarkeit in der Analyse und Interpretation herzustellen. Dies geht an der Realität vorbei: Zunächst bleibt es bei der Absicht, weil in der Forschungsrealität jedes Interview tatsächlich anders abläuft. Wichtiger jedoch ist die Tatsache, dass selbst bei (unterstellten) gleichen Situationen die Perzeptionen und Deutungen der Handelnden sehr unterschiedlich ausfallen können, was aber wegen der Standardisierung keine Berücksichtigung findet. »Die ›präzisen, genau definierten Beobachtungsmethoden‹ eines Forschers produzieren leicht etwas, das mit der normalen Lebenssituation eines Probanden nichts mehr zu tun hat« (Polsky, 1973, S. 71). Durch die qualitativen Methoden »gelingt es jedoch, die soziale Wirklichkeit, wie sie die Menschen tatsächlich sehen – und nicht wie sie der Soziologe sieht –, ›objektiv‹ darzustellen« (Girtler, 1984, S. 40). Empirische For-

schung ist nur dann fruchtbar, wenn sie die Perspektive der Untersuchten aufnimmt.

Forscherperspektive als Korsett

Beim quantifizierenden Vorgehen der empirischen Forschung nach der naturwissenschaftlich orientierten Methodologie und nach dem Kritischen Rationalismus formuliert der Forscher vor Untersuchung des sozialen Feldes Hypothesen, die er mit der empirischen Erhebung testen möchte. »Dies würde bedeuten, den Handelnden etwas aufzuzwingen, was sie vielleicht gar nicht ihrem Handeln zugrundegelegt haben« (Girtler, 1984, S. 25).

Reduktion der Erkenntnisse. Die Hypothesen und die sich anschließenden Operationalisierungen legen beim quantitativen Vorgehen fest, was für die Untersuchung relevant ist und wie es erfasst wird. Somit wird nur das erhoben, was der Forscher noch vor Kenntnis des Objektbereichs für sinnvoll und notwendig erachtet. Die Perspektiven und die Relevanzsysteme der betroffenen Untersuchungsobjekte können jedoch ganz andere sein. Der Forscher wird sie nie erfahren, weil er den zu untersuchenden Subjekten seine Vorstellungen mit dem standardisierten Instrument aufkrotyert. »Ein Gesprächsteilnehmer in einem unstrukturierten Interview wird wahrscheinlich eher eine Entdeckung provozieren, indem er etwas Unerwartetes sagt, als ein Teilnehmer, der uns eine von sechs vorkodierten Antworten in einem Fragebogen ankreuzen kann« (Becker & Geer, 1979a, S. 159).

Motivationsverlust. Die wichtige Frage, ob der quantifizierende Sozialforscher seinen Untersuchungsgegenstand durch seine theoretischen Vorüberlegungen und Hypothesen erst so konstituiert, wird in der quantitativen Sozialforschung vernachlässigt. Das Aufkrotyern der Forscherperspektive kann sich z. B. beim standardisierten Interview wegen der als asymmetrisch empfundenen Interaktionsbeziehung ungünstig auf die Motivation des Befragten auswirken. Girtler (1984) geht davon aus, dass dann auf Gültigkeit zu hoffen ist, wenn das Interview für die Alltagswelt des Befragten bedeutsam und emotionales Engagement vorhanden ist. Allein aus forschungspraktischen Gründen kann somit gegen die Verwendung standardisierter Befragungstechniken argumentiert werden. Dies wurde bereits erkannt, sodass sich auch in den konventionellen Lehrbüchern Empfehlungen finden, ein allzu starres Abfragen zu vermeiden und ein standardisiertes Interview durch offene Fragen aufzulockern, weniger zum Informationsgewinn als vielmehr zur Motivationserhaltung.

Trotz dieser eher technischen Feinheiten bleibt das Grundsatzproblem erhalten. Die These von der Theoriebeladenheit aller Beobachtungen und Aussagen kollidiert sogar mit dem objektivierenden Anspruch einer nomologisch-deduktiven und empirisch-analytischen Wissenschaftsphilosophie und dadurch mit der quantitativen empirischen Sozialforschung.

Methodologie und Forschungsrealität

»Methodologische Ergebnisse können nur dann für die Lösung der konkreten Probleme des Sozialwissenschaftlers fruchtbar werden, wenn sie auch tatsächlich ange-

wendet werden. Dies geschieht jedoch heute relativ selten und oft selbst dann nicht, wenn man prinzipiell nicht skeptisch bezüglich der Bedeutung methodologischer Fragen ist« (Opp, 1970, S. 11). Für die quantifizierende Sozialforschung ist an dieser Situation problematisch, dass aus der Diskrepanz zwischen methodologischen Forderungen und empirischer Forschungspraxis keine Konsequenzen gezogen werden. Weder werden die methodologischen Postulate bezweifelt, noch ergeben sich Veränderungen im Forschungshandeln. Das Nachdenken über dieses Auseinanderklaffen von Anspruch und Wirklichkeit in der quantitativen Sozialforschung hat nicht dazu geführt, das Verhältnis von Methodologie und Objektbereich zu überprüfen. Vielmehr wird an Symptomen kuriert, z. B. werden die Methoden ›verbessert‹, ohne grundsätzlich den spezifischen Gegenstand der Sozialwissenschaften zu reflektieren.

Wissenschaftstheoretiker als Metatheoretiker und Sozialforscher als Theoretiker oder Praktiker kommunizieren offenbar zu wenig miteinander. Und »weil die allgemeine Beurteilung praktizierter methodischer Prinzipien jedoch Sache der Wissenschaftstheoretiker ist, die ihre Aufgabe abgelöst von konkreten Problemen angewandter Methodologie erfüllen, bleibt die vorherrschende Sozialforschung gegen eine radikale Kritik ihrer Methoden weitgehend abgesichert« (Berger, 1972, S. 11). Wissenschaftstheoretiker und Methodologen beschäftigen sich oft nur theoretisch-abstrakt mit Sozialforschung. Praktische Erfahrungen haben die wenigsten gesammelt. Daher gehen methodologisch-normative Forderungen nicht selten an der Forschungsrealität vorbei (Lamnek, 1981), während die Grundsätze qualitativer Forschung sich deutlich aus dem konkreten Forschungsalltag ableiten lassen. Aber auch soziologische Theorien stützen die methodologische Position der qualitativen Sozialforschung, wenn sie auf den Forschungsprozess angewandt werden.

Distanz des Forschers zum Gegenstand

Durch die Standardisierung der Erhebungsmethoden glaubt mancher Forscher, dass er sich nicht in das Untersuchungsfeld begeben muss: Formal-methodisch geschulte Interviewer oder Beobachter nehmen ihm die (lästige) Arbeit ab. Dem Forscher bleibt der Gegenstand fremd und seine Interpretationen gehen möglicherweise an der Realität vorbei. »Wir entfalten technische Spezialisierungen und denken dabei kaum daran, ob sie eigentlich dazu taugen, die Realität der empirischen sozialen Welt zu erfassen. Der wachsende Trend zur Quantifizierung hat zu einem verminderten Verständnis der empirischen sozialen Welt geführt (...) Wenn sie menschliches Verhalten besser verstehen wollen, müssen die Soziologen, statt einen immer größeren Abstand von den Phänomenen der empirischen sozialen Welt herzustellen, in direkten Kontakt mit ihnen treten« (Filstead, 1979a, S. 30). Die theoretischen und methodologischen Erwartungen der quantitativen Sozialforschung fordern geradezu die für die sozialwissenschaftliche Erkenntnis hinderliche Distanz zwischen Forscher und Beforschten. Die soziale Welt der Untersuchten bleibt daher verborgen. Sie einzubeziehen ist aber notwendige Voraussetzung sozialwissenschaftlicher Arbeit. Die qualitative und die quantitative Sozialforschung haben also unterschiedliche Auffassungen über die Gestaltung der Relation zwischen Forschungssubjekt

und Forschungsobjekt vor, im und nach dem Forschungsprozess. Die soziale und kommunikative Beziehung wird methodologisch jeweils anders gefasst, woraus unterschiedliche Erkenntnischancen und -restriktionen resultieren.

Ausblendung des Forschungskontextes

Die Datenerhebung als soziale Interaktion wird beim quantitativ-standardisierten Vorgehen unabhängig vom situativen Kontext gefasst. Die Erhebungssituation soll standardisiert sein. »Unter der Voraussetzung eines normativen Paradigmas gelten deshalb die kommunikativen Rahmenbedingungen der Forschung lediglich als Randbedingungen; das Problem wird darin gesehen, wie die zu untersuchenden Variablen gegenüber diesen Randbedingungen isoliert werden können, damit die Veränderungen der abhängigen Variable den Einwirkungen der unabhängigen Variable zugeschrieben werden können« (Zedler & Moser, 1983, S. 125). Tatsächlich weist auch die quantitative Sozialforschung darauf hin, dass der Forschungskontext in den gegenseitigen Determinationen des Handelns von Forscher und Untersuchten gesehen werden muss. Stichworte hierzu sind Reaktivität, Hawthorne- und Rosenthaleffekt. Solche Phänomene betrachtet man als Störvariablen, die eliminiert werden müssen, während die qualitative Sozialforschung den Forschungskontext als prinzipielle Voraussetzung von Erhebung, Analyse und Interpretation berücksichtigt. Aus der Sicht qualitativer Methodologie muss bezweifelt werden, ob auf quantitativ-methodologischer Basis gewonnene Informationen zutreffend sein können. Es genügt nicht, Methoden und Situationen zu standardisieren. Vielmehr kommt es darauf an, die situativ und nicht normativ determinierte Informationsproduktion in deren Interpretation einzubeziehen. Nur so kann der Sinn von datenproduzierenden Handlungen verstanden werden.

Messartefakte

Hier rücken eher methodisch-technische Schwierigkeiten empirischer Sozialforschung ins Blickfeld, die sich meist im praktischen Forschungsprozess lokalisieren lassen, wiewohl ihre Interdependenz mit den schon angesprochenen Problemen nicht zu leugnen ist. Kriz (1981) beleuchtete insbesondere das Problem der Forschungsartefakte und erstellte eine immanente Methodenkritik empirischer Sozialforschung. Kriz ist ein kritischer, quantifizierender Methodologe der Sozialwissenschaften. Es gibt im Grunde zwei ungeplante und damit meist unberücksichtigte Einflussfaktoren auf die konkreten Forschungsergebnisse, die das Ideal einer geplanten, kontrollierten und objektiven empirischen Sozialforschung erschüttern.

- (1) Der Forscher gestaltet durch seine Entscheidungen für bestimmte Untersuchungsaspekte, Erhebungsschritte, Analysemodelle etc. seinen Untersuchungsgegenstand. Er unterläuft also seine Annahme eines objektiv und unabhängig Vorgefundenen.
- (2) Die Untersuchten als Erkenntnissubjekte und der Forscher bilden ihre Wirklichkeit, können also nicht als reine Objekte im Sinne der Naturwissenschaften aufgefasst werden. Untersuchender und Untersuchter treffen in der Erhebungs-

situation in einem sozialen Prozess aufeinander. Aspekte dieser von Kriz so bezeichneten Metainteraktion wurden bereits auf methodologischer Ebene angeschnitten. Dagegen bezieht sich der Begriff der Forschungsartefakte auf die Problematisierung des methodischen Vorgehens in der Sozialforschung (Kriz, 1981).

Quellen. Unter Forschungsartefakte fallen alle fehlerhaften Forschungsergebnisse, die durch unterschiedliche Störfaktoren im Forschungsprozess bedingt sind. Diese Störfaktoren können sowohl in der Erhebungssituation als auch in der Weiterverarbeitung wirksam werden, während der Datenerhebung bzw. der Datenauswertung. Viele Forschungsartefakte kommen durch persönliche Unzulänglichkeiten des Forschers oder eine ungenügende methodologische Ausbildung zustande und könnten z. B. durch eine verbesserte Interviewerschulung reduziert werden. Die grundsätzliche Unfähigkeit des Forschers, sich vom interaktiven und kommunikativen Forschungsprozess zurückzuziehen, bleibt als Hauptargument gegen die Möglichkeit einer Objektivierung und Quantifizierung jedoch nach wie vor gültig. Die Eliminierung sozialer Interaktionskomponenten im Forschungsprozess kann zum einen nicht absolut geleistet werden und geht zum anderen eventuell nur auf Kosten der adäquaten Erfassung sozialer Einstellungs- und Handlungsmuster sowie der Interpretationsleistungen der Handlungspartner im Forschungsprozess.



Zentrale Einwände gegen eine quantifizierend-objektivistisch verfahrenende Sozialforschung sind

- ▶ die symbolische Vorstrukturiertheit des soziologischen Gegenstandsbereichs,
- ▶ der interaktive Prozess zwischen Forscher und Erforschem,
- ▶ das Vorhandensein einer von Forscher und Erforschem möglicherweise gemeinsam geteilten Alltagskultur und Lebenswelt und
- ▶ das Wirksamwerden einer unter den gleichen Bedingungen ebenfalls gemeinsam geteilten Common-Sense-Rationalität.

Viele Kritikpunkte an der traditionellen empirischen Sozialforschung sind vor allem durch die philosophische Hermeneutik Gadammers (1975) auf der einen Seite sowie eine phänomenologisch begründete Lebensweltanalyse (Husserl, 1950; Schütz, 1974) bzw. die ebenfalls phänomenologisch/hermeneutisch und sprachphilosophisch beeinflussten Positionen (Symbolischer Interaktionismus, Ethnomethodologie; Winch, 1958; Cicourel, 1970; Garfinkel, 1967) auf der anderen Seite geprägt. Eine qualitative Sozialforschung, die sich auf diese Positionen beruft, ist gekennzeichnet durch die Schlagworte

- ▶ Kommunikation,
- ▶ Verstehen,
- ▶ Subjekt und
- ▶ Lebenswelt.

Diese Punkte werden später behandelt. Wesentliche Kritikpunkte werden von den (meta)theoretischen Positionen der Phänomenologie und Hermeneutik beigesteuert. Daher sollen deren zentrale Ansatzpunkte unter weitergehender theoretischer Perspektive und positiv im Kapitel 3 formuliert werden.

Fazit

Beurteilung der Kritikpunkte

Bei der Beurteilung der bislang herausgearbeiteten Kritikpunkte an der quantifizierend arbeitenden Sozialforschung muss bei jedem einzelnen Problembereich berücksichtigt werden,

- ▶ ob die genannten Probleme überhaupt als Fehlerquellen zu werten sind oder nicht vielmehr als unumgehbare, tolerierbare oder sogar erwünschte Effekte betrachtet werden können, z. B. die Reaktivität des Untersuchungssubjektes bei der Aktionsforschung;
- ▶ ob die Problemquellen und die daraus sich ergebenden Unangemessenheiten des Vorgehens eindeutig und allein bei der quantitativen Sozialforschung verortet werden können;
- ▶ ob die qualitative Sozialforschung die der quantitativen Sozialforschung gegenüber vorgebrachte Kritik vermeiden und die daraus zu folgernden Konsequenzen selbst einlösen kann.

2.2 Zentrale Prinzipien qualitativer Sozialforschung

Auf der Basis der Kritik an der quantitativen Sozialforschung ist der methodologische Gegenentwurf qualitativer Sozialforschung besser zu begreifen. Im Laufe der kritischen Auseinandersetzung mit konventionellen Verfahren und dem Versuch der praktischen Umsetzung eigener Vorstellungen haben sich verschiedene Prinzipien herauskristallisiert, die man in ihrer Zusammenfassung als die Programmatik qualitativer Sozialforschung verstehen kann. Die wesentlichsten Prinzipien sollen kurz behandelt werden:

- ▶ Offenheit,
- ▶ Forschung als Kommunikation,
- ▶ Prozesscharakter von Forschung und Gegenstand,
- ▶ Reflexivität von Gegenstand und Analyse,
- ▶ Explikation und
- ▶ Flexibilität.

2.2.1 Offenheit

Das Prinzip der Offenheit erklärt sich aus dem Unbehagen an einer Sozialforschung, die aufgrund standardisierter Erhebungsinstrumente und vorab formulierter Hypo-

thesen nur die Informationen aus dem Forschungsfeld aufnehmen und produktiv verarbeiten kann, die nicht vorab durch das methodische Filtersystem ausgesiebt worden sind. Diese informationsreduzierende Selektion ist besonders bei hoch standardisierten Erhebungstechniken anzutreffen, wenn etwa vorformulierte Antwortkategorien die vorhandene Informationsbereitschaft des Befragten abwürgen. Demgegenüber plädieren die Vertreter einer primär qualitativ orientierten Vorgehensweise dafür, den Wahrnehmungstrichter empirischer Sozialforschung so weit wie möglich offen zu halten, um auch unerwartete und dadurch instruktive Informationen zu erhalten (s. Abschn. 4.8.8). »Offenheit bedeutet in dieser Präzisierung, nicht vorweg das untersuchte Feld mit fixen Hypothesen zu überziehen, es bedeutet, offen für das möglicherweise Neue zu sein und zu bleiben. Offenheit in der qualitativen Forschung heißt jedoch nicht, dass Forscher/innen im Hinblick auf den untersuchten Gegenstand, die Methodologie und die Methode, bewusst ›dumm‹ bleiben, sich vorab also nicht informieren« (Reichertz, 2009, Abs. 27). Diese Grundhaltung gegenüber (1) den Untersuchungspersonen inklusive ihrer individuellen Eigenarten, (2) der Untersuchungssituation sowie (3) den anzuwendenden Methoden soll der informationsreduzierenden Selektion hochstandardisierter Erhebungstechniken entgegenwirken, z. B. durch vorformulierte Antwortkategorien.



Offenheit

- ▶ Die Explorationsfunktion der qualitativen Sozialforschung wird betont, die bei der Anwendung standardisierter Techniken vernachlässigt wird.
- ▶ Auf eine Hypothesenbildung ex ante wird verzichtet (Hoffmann-Riem, 1980), da häufig vor der Hypothesenbildung keine ausreichende Vorstrukturierung des Forschungsgegenstands erfolgt.
- ▶ Qualitative Sozialforschung versteht sich im Gegensatz zur quantitativen Vorgehensweise nicht als Hypothesen prüfendes, sondern als Hypothesen generierendes Verfahren. Der Hypothesenentwicklungsprozess ist bei qualitativen Projekten erst mit dem Ende des Untersuchungszeitraums vorläufig abgeschlossen. Im Untersuchungsprozess selbst ist der Forscher gehalten, so offen wie möglich gegenüber neuen Entwicklungen und Dimensionen zu sein, die dann in die Formulierung der Hypothesen einfließen können.

2.2.2 Forschung als Kommunikation

Die methodische Verzögerung einer theoretischen Strukturierung des Forschungsgegenstandes durch ein Hypothesensystem entspricht dem angeführten Prinzip der Offenheit. Dazu passt die Einsicht des qualitativen Ansatzes, dass Forschung als Kommunikation zu denken ist, vor allem als Kommunikation und Interaktion zwischen Forscher und zu Erforschendem. Während nach herkömmlicher Auffassung der Einfluss dieser Interaktionsbeziehung als Störgröße auf das Resultat der Unter-

suchung gilt, die durch Verfeinerung der Methode und durch Standardisierung beseitigt werden soll, begreift die qualitative Seite die Kommunikation zwischen Forscher und Beforschem als konstitutiven Bestandteil des Forschungsprozesses (Küchler, 1983).

- (1) Aus qualitativer Sicht ist Forschung als Kommunikation zwischen Forscher und zu Erforschendem zu denken.
- (2) Der Einfluss dieser Interaktionsbeziehung auf das Resultat der Untersuchung ist demnach keine Störgröße, sondern ein konstitutiver Bestandteil des Forschungsprozesses (Küchler, 1983) und Voraussetzung des Research Act (Denzin, 1978).
- (3) Die Sicht der Wirklichkeit ist perspektivenabhängig: »Der kommunikative [qualitative; Anmerkung S.L.] Sozialforscher behandelt das informierende Gesellschaftsmitglied als prinzipiell orientierungs-, deutungs- und theoriemächtiges Subjekt« (Schütze, 1978, S. 118). Mit dem Wechsel der Perspektive ändert sich auch das, was als wirklich gilt.



Kommunikation

- Es existiert keine theorieunabhängige Beobachtungsaussage, weil die Theoriebeladenheit sich in allen Beobachtungsaussagen zeigt. Dies gilt auch für die Ausführungen der Untersuchten (theoriemächtige Subjekte dank Alltagstheorien; Dewe, Ferchoff & Sünker, 1984).
- Der Prozess des gegenseitigen Aushandelns der Wirklichkeitsdefinitionen zwischen Forscher und Erforschtem rückt in den Mittelpunkt des Interesses.
- Die forschungsspezifische Kommunikationssituation ist möglichst weit an die kommunikativen Regeln des alltagsweltlichen Handelns anzunähern (Hoffmann-Riem, 1980; zum Dialogkonzept Kleining, 1982).

2.2.3 Prozesscharakter von Forschung und Gegenstand

In der qualitativen Methodologie wird der Forschungsprozess als Kommunikationsprozess begriffen. Dies hat weitreichendere Implikationen als nur die Konzeption von Forschung als Kommunikation, da auch die Prozesshaftigkeit sozialer Phänomene wesentlich zu berücksichtigen ist. Die Prozessualität ist dabei sowohl dem Forschungsakt zu unterstellen, der als Kommunikation und damit als Interaktionsprozess begriffen wird, als auch dem Forschungsgegenstand selber. Die Prozesshaftigkeit sozialer Phänomene gilt auch für den Forschungsgegenstand, da Deutungs- und Handlungsmuster eine gewisse kollektive Verbindlichkeit besitzen (Hopf, 1982). Ein zentrales Anliegen der qualitativen Sozialforschung betrifft den Prozess von Reproduktion, Modifikation und Deutung von Handlungsmustern. Die sozialen Akteure konstituieren durch diese Muster die Wirklichkeit und sie sollen daher dokumentiert, analytisch rekonstruiert und durch das verstehende Nachvollziehen erklärt werden.



Prozesscharakter

- ▶ Qualitative Sozialforschung betrachtet die Verhaltensweisen und Aussagen der Untersuchten als prozesshafte Ausschnitte der Reproduktion und Konstruktion sozialer Realität. Sie sind keine statischen Repräsentationen eines unveränderlichen Wirkungszusammenhangs.
- ▶ Das Prinzip der Prozessualität soll die wissenschaftliche Erfassung des Entstehungszusammenhangs sozialer Phänomene gewährleisten.
- ▶ Als prozesshaft gelten der Forschungsgegenstand und der Akt des Forschens selbst, der die Kommunikation zwischen Forscher und Informant voraussetzt. Die Involviertheit des Forschers ist konstitutiver Bestandteil des Forschungsprozesses und damit auch des Ergebnisses dieses Prozesses.

2.2.4 Reflexivität von Gegenstand und Analyse

Die Reflexivität wird wie die Prozessualität im Forschungsgegenstand und im Forschungsakt vermutet. Bei der Analyse nimmt das Reflexivitätsprinzip die Form einer Forderung an. Für den Analysegegenstand, die untersuchten sozialen Phänomene und Prozesse, erklärt sich die Reflexivität aus der theoretischen Konzeptualisierung des Gegenstandsbereichs selbst. Im interpretativen Paradigma der Soziologie wird den Bedeutungen von menschlichen Verhaltensprodukten eine prinzipielle Reflexivität unterstellt – seien sie nun sprachlicher (Symbole, Deutungen, Sprechakte) oder non-verbaler Natur (Gesten, Handlungen usw.). Dadurch ist jede Bedeutung kontextgebunden und jedes Zeichen Index eines umfassenderen Regelwerks (Indexikalität). Da jede Bedeutung reflexiv auf das Ganze verweist, wird die Bedeutung eines Handelns oder eines sprachlichen Ausdrucks nur durch den Rekurs auf den symbolischen oder sozialen Kontext seiner Erscheinung verständlich. Nach der hermeneutischen Zirkularität von Sinnzuweisung und Sinnverstehen setzt ein Verständnis der Einzelakte ein Verständnis des Kontextes voraus. Die Zirkularität des Forschungsgegenstandes entspricht der Zirkularität der Verstehensleistung (Gadamer, 1975).



Reflexivität

- ▶ Im Gegensatz zur linearen Strategie der quantitativen Sozialforschung ist der Einstieg und Beginn bei der qualitativen Analyse prinzipiell beliebig (Kleining, 1982).
- ▶ Eine Reflexivität der Methode setzt eine reflektierte Einstellung des Forschers wie auch die Anpassungsfähigkeit seines Untersuchungsinstrumentariums voraus.
- ▶ Für das qualitative Paradigma ist die Beziehung zwischen dem Erforschten und dem Forscher kommunikativ und reflexiv (Müller, 1979).

2.2.5 Explikation

Das Prinzip der Explikation ist eher als Forderung, nicht als real praktiziertes Vorgehen im Rahmen qualitativer Sozialforschung zu verstehen. Es bezieht sich auf die wünschbare Erwartung an die Sozialforscher, die Einzelschritte des Untersuchungsprozesses so weit wie möglich offen zu legen. Nach diesem Prinzip sollen die Regeln dargestellt werden, nach denen die erhobenen Daten – etwa die Texte von Interviews – interpretiert werden bzw. anhand welcher Regeln die kommunikative Erfahrung in Daten umgeformt wird. Das Regelwissen des interpretativen Paradigmas ist meist ein implizites und dem Anwender in der Regel nicht bewusst. Da dies auch für den Forscher gelten muss, ist die Forderung nach Explikation kaum vollständig zu erfüllen.



Explikation

Das Explikationsprinzip ist kein Garant für die Gültigkeit von Interpretationen. Es sichert lediglich die Nachvollziehbarkeit der Interpretation und damit die intersubjektivität des Forschungsergebnisses.

2.2.6 Flexibilität

Die quantitative Forschung geht im Gegensatz zur qualitativen Vorgehensweise davon aus, dass die zu untersuchende Sphäre des sozialen Lebens bereits hinreichend bekannt und damit eine besondere Offenheit und Flexibilität nicht mehr erforderlich sei. Für den explorativen bzw. qualitativen Forscher kommt es dagegen darauf an, den Forschungsprozess so zu entwickeln und zu präzisieren, dass sein Problem, die Steuerung seiner Untersuchung, Daten, analytische Beziehungen und Interpretationen aus dem empirischen sozialen Leben entstehen und darin verwurzelt bleiben. Die Exploration ist per definitionem eine flexible Vorgehensweise, bei der der Forscher von einer Forschungslinie auf eine andere überwechselt, neue Punkte zur Beobachtung im Verlauf der Untersuchung dazu nimmt und sich in neue Richtungen bewegt, an die vorher gar nicht gedacht wurde. Schließlich verändert er seine Definition dessen, was relevante Daten sind, im gleichen Maße wie man neue Erkenntnisse und ein besonderes Verständnis gewinnt. In Bezug auf diese Dinge steht die explorative Untersuchung im Kontrast mit der verbindlichen und genau umschriebenen Prozedur, wie sie das gegenwärtige wissenschaftliche Protokoll fordert. Die Flexibilität der explorativen Vorgehensweise bedeutet nicht, dass die Untersuchung richtungslos vonstatten ginge; aber es bedeutet, dass der Blickwinkel zunächst weit ist und erst im Verlauf der Untersuchung fortschreitend zugespitzt wird. Es wird eine Orientierung der Erhebungsinstrumente bzw. deren Auswahl und Anwendung an der Problemstellung und der sozialen Realität gefordert – und nicht umgekehrt. Dies gilt insbesondere für die qualitative Sozialforschung, da die stan-

dardisierte und starre Vorgehensweise der quantitativ orientierten Methodologie keine Entscheidung hinsichtlich der Relevanz der untersuchten Faktoren ermöglicht.

Ein flexibles Verfahren, etwa die Durchführung narrativer Interviews, das den Befragten mehr Eigenleistung abverlangt und ihnen mehr Gestaltungsmöglichkeiten lässt, kann zu differenzierteren Einsichten führen. Der Ausgangspunkt ist ein Verständnis des Problems. Die Kenntnis der angemessenen Daten, die signifikanten Bezugslinien und die begrifflichen Werkzeuge werden erst im Laufe der explorativen Untersuchung gewonnen (Blumer, 1979). Die Flexibilität des Erhebungsverfahrens wird durch die stetige Einbeziehung der erhaltenen Daten für die nachfolgenden Untersuchungsschritte gewährleistet.



Flexibilität

- ▶ Flexible Erhebungsverfahren befähigen dazu, sich an die jeweiligen Eigenheiten des Untersuchungsgegenstandes anzupassen und den im Verlauf des Forschungsprozesses erzielten Erkenntnisfortschritt für die nachfolgenden Untersuchungsschritte zu verwerten (Flexibilität des gesamten Forschungsprozesses).
- ▶ Flexibilität und die Verwendung einzelner hoch standardisierter Verfahren innerhalb einer Untersuchung schließen sich nicht notwendig aus, doch widerspricht die Forderung nach Flexibilität der Beschränkung auf eine standardisierte Technik.
- ▶ Aufgrund der Elastizität und Flexibilität werden qualitative Verfahren gelegentlich als weiche Methoden im Gegensatz zu den harten oder starren quantitativen Methoden bezeichnet. Verschiedentlich wurde dies im Sinne einer geringeren Gültigkeit der qualitativen Verfahren missverstanden (s. Kap. 4).

Die hier angeführten Prinzipien qualitativer Sozialforschung ließen sich um weitere ergänzen. Je nachdem, auf welcher methodologischen Abstraktionsebene man sich bewegt, sind die Regelanweisungen fast beliebig vermehrbar (Kleining, 1982). Es ist daher die Frage, inwieweit die o. g. Prinzipien und Regeln typisch für eine spezifische Form der Sozialforschung sind. Nicht zuletzt für die Beantwortung dieser Frage wird es hilfreich sein, sich näher die theoretische Basis qualitativer Methoden und Forschungsansätze anzusehen.

Fazit

Zentrale Prinzipien qualitativer Sozialforschung

- ▶ Ein erstes Prinzip empirischer Forschung besteht in der Offenheit des Forschers gegenüber
 - den Untersuchungspersonen,
 - den Untersuchungssituationen und
 - den Untersuchungsmethoden.

- ▶ Empirische Forschung ist immer auch Kommunikation, weshalb die alltäglichen Regeln der Kommunikation im Forschungsprozess zu beachten sind.
- ▶ Die empirische Forschung ist prozesshaft und damit in ihrem Ablauf veränderbar.
- ▶ Empirische Forschung ist reflexiv in Gegenstand und Analyse und der Sinnzuweisung zu Handlungen, also auch im Analyseprozess.
- ▶ Die einzelnen Untersuchungsschritte sollen expliziert werden, um den kommunikativen Nachvollzug zu ermöglichen.
- ▶ Die empirische Forschung muss im gesamten Forschungsprozess flexibel auf die Situation und die Relation zwischen Forscher und Beforschten (auch im Instrumentarium) reagieren, sich an veränderte Bedingungen und Konstellationen anpassen.

2.3 Feld qualitativer Sozialforschung

Aus den Ausführungen sollte deutlich geworden sein, dass es eine verbindliche oder einheitliche Methodologie qualitativer Sozialforschung nicht gibt. Das Etikett qualitativ fungiert vielmehr als eine Art Sammelbegriff, dem sich oft recht unterschiedliche grundlagentheoretische Positionen und Verfahren der empirischen Forschung zuordnen lassen. Das interpretative Paradigma und der damit identifizierte qualitative Forschungsansatz sind durch eine große und fast unübersichtliche Heterogenität gekennzeichnet. Deshalb werden im Folgenden die verschiedenen Ansätze nach chronologischen und typologischen Kriterien in eine heuristische Ordnung gebracht.

2.3.1 Chronologie qualitativer Sozialforschung

20. Jahrhundert. Ein Unbehagen gegenüber der grundlagentheoretischen Position und Methodologie quantitativer Sozialforschung existierte schon früh und wurde von Blumer bereits 1954 formuliert. Grundlagentheoretisch wurde Blumers Ansatz durch den Symbolischen Interaktionismus, empirisch durch alternative Forschungstechniken und eine Feldforschung, die so weit als möglich in die Lebenswelt der Untersuchten einzutauchen versuchte, weiterentwickelt (Becker, 1963). Dabei wurde die Forschungstechnik der teilnehmenden Beobachtung als ausgefeilte Erhebungs- und Analysemethode entwickelt (Becker & Geer, 1979; McCall & Simmons, 1969). In den siebziger Jahren des 20. Jahrhunderts hatte sich die qualitative Methodologie in den Vereinigten Staaten als eigenständiger Forschungsansatz bereits etabliert, wie die zahlreichen Standardwerke auf diesem Gebiet belegen (Filstead, 1970; Lofland, 1971; Bogdan & Taylor, 1975; Tukey, 1975; Schwartz & Jacobs, 1979; Patton, 1980).

Deutschland. Die qualitative Sozialforschung im deutschsprachigen Raum ist zunächst durch eine gewisse Zeitverzögerung und eine andere Schwerpunktsetzung charakterisiert. Zunächst ging es in einer ersten Rezeptions- und Entwicklungsphase qualitativer Sozialforschung in Deutschland darum, das qualitative Paradigma gegenüber den quantitativen Ansätzen abzugrenzen und theoretisch zu begründen. Nur vereinzelt wurden forschungspraktische Arbeiten angestrengt – wie die heute klassische Objektive Hermeneutik Oevermanns (1979) oder die Konversationsanalyse Schützes (1976). In einem zweiten Schub wurden dann weitere Diskussionsbestände des angelsächsischen Sprachraums für eine breitenwirksame Rezeption zugänglich gemacht (Hopf & Weingarten, 1984; Gerdes, 1979c). In einer Reihe von Zeitschriftenaufsätzen wurden zu Beginn der achtziger Jahre die methodologischen Probleme und Eigenheiten des qualitativen Ansatzes differenziert diskutiert (Hoffmann-Riem, 1980; Kuchler, 1980; Mohler, 1981; Wilson, 1982; Kleining, 1982; Hopf, 1982). Erst mit Beginn dieser zweiten Entwicklungsphase kam es zu einer vollen Entfaltung des qualitativen Paradigmas und zum Umsetzungsversuch der theoretischen Ansprüche auch in die Forschungspraxis. Die Diskussion konzentrierte sich zunehmend auf die Probleme der Auswertung, also auf die Prinzipien der Interpretation des Materials (Mühlfeld et al., 1981; Südmersen, 1983). Mitte der 1980er Jahre schließlich kann die qualitative Sozialforschung als etabliert angesehen werden, wenngleich massive Vorbehalte ihr gegenüber seitens einiger kruder Vertreter des quantitativen Paradigmas unverändert existieren und artikuliert werden (z. B. Holweg, 2005). Der teilweise Erfolg der qualitativen Sozialforschung scheint jedoch durch die Hochschulreformen und Veränderungen in der Politik und Praxis der Forschungsförderung zu Beginn des 21. Jahrhunderts mindestens gefährdet (Reichertz, 2009). Als wesentliche Großentwicklungen hinter den Konjunkturen innerhalb der qualitativen Sozialforschung identifiziert Reichertz erstens eine Profanisierung und Bürokratisierung der qualitativen Sozialforschung, die ihren Ursprung in der »Veralltäglichen des Charismas der »Gründergestalten«« (Reichertz, 2009, Abs. 45) hat. Zweitens verändern sich die Zielgruppen qualitativer Forschung, es findet eine Verschiebung vom »Reputationsmarkt zum ökonomischen Markt« (Reichertz, 2009, Abs. 46) statt. Indem qualitative Forschung heute mehrheitlich als wertfreie Wissenschaft verstanden wird, hat sie sich drittens von »Therapie und Kritik« (Reichertz, 2009, Abs. 47) verabschiedet.

2.3.2 Forschungsperspektiven qualitativer Sozialforschung

Lüders und Reichertz (1986) unterscheiden in ihrer typologisierenden Aufgliederung des qualitativen Forschungsfeldes drei Forschungsperspektiven, die jeweils eine besondere Ebene der sozialen Wirklichkeit anvisieren und zum Gegenstand der Analyse machen. Das Unterscheidungskriterium zwischen den Forschungsperspektiven ist dabei ihre Zielsetzung.

Nachvollzug des subjektiv gemeinten Sinns. Diese Perspektive wird z. B. in der Oral History oder der Biografieforschung eingenommen und verfolgt ihr methodologisches Prinzip, dem untersuchten Subjekt in allen Phasen des Forschungsprozesses gerecht zu werden. Hier wird der Aufklärungsanspruch von Wissenschaft deutlich. Das zentrale Interesse dieser Richtung gilt der Dokumentation und Archivierung subjektiver Äußerungen und sie wird vor allem in der Pädagogik angewandt.

Deskription sozialen Handelns und sozialer Milieus. Die zweite Perspektive wird z. B. in ethnografisch und phänomenologisch orientierten Lebensweltanalysen und Milieudeskriptionen eingenommen (Hildenbrand, 1985) sowie in ethnomethodologischen und narrationsstrukturellen Konzepten (Kallmeyer & Schütze, 1976; Schütze, 1976, 1977). Ein Methodenbündel kombiniert biografische und ethnografische Verfahren. Im Fokus steht die Rekonstruktion der Regeln sozialen Handelns.

Rekonstruktion von Strukturen. Die dritte Perspektive kommt z. B. in der Objektiven Hermeneutik Oevermanns zum Tragen (Oevermann, 1979). Sie bezieht sich auf die als objektiv gefasste Existenz des Gegenstandsbereichs, nicht auf die Objektivität der wissenschaftlichen Aussagen. Ihre Aufgabe liegt in der Rekonstruktion der latenten Sinnstrukturen. Handlungsmotive und der subjektiv gemeinte Sinn lassen sich erst vor diesem Hintergrund verstehen und analysieren. Auf methodologischer Seite werden hermeneutische Interpretations- und Rekonstruktionsverfahren angewandt. Im Zentrum des Interesses stehen die Strukturlogik und die impliziten Regeln, nach denen Deutungen und Handlungen generiert werden.

Rekonstruktion von Deutungsarbeit. Reichertz (2007a) ergänzt diese drei Perspektiven um eine vierte Forschungsrichtung, deren Ziel es ist, zu »(re)konstruieren, aufgrund welcher Sinnbezüge Menschen handeln« (Reichertz, 2007a, S. 199), unter Berücksichtigung einer historisch gegebenen und sozialen Welt. Das dieser Perspektive eigene Bemühen um Deskription und Rekonstruktion findet sich vor allem in der Diskursanalyse, der dokumentarischen Methode sowie der wissenssoziologischen Hermeneutik.

Vergleich der Perspektiven

- Während es in der ersten Forschungsperspektive qualitativer Forschung sozusagen um die Erfassung von Oberflächenphänomenen, also lediglich um den Nachvollzug des subjektiv gemeinten Sinns geht, zielt die dritte und vierte Perspektive auf eine Rekonstruktion der deutungs- und handlungsgenerierenden Tiefenstrukturen selbst ab.
- Zusammenfassend könnte man den ersten beiden Ansätzen eine deskriptiv orientierte Forschungspraxis zuordnen, den letzten beiden Forschungsperspektiven aber eine primär grundlagentheoretische Orientierung.
- Dementsprechend setzen die beiden ersten Ansätze das Schwergewicht auf die Datengewinnung und auf die Ausbildung adäquater Erhebungsverfahren, während die explanativ-rekonstruktiven Ansätze der dritten und vierten Forschungsperspektiven eher am Auswertungsprozess und an geeigneten Interpretationsverfahren interessiert sind.

- Der deskriptiven Orientierung entspricht die Priorität inhaltlicher Fragestellungen und das Ziel, spezifische Gegenstandsbereiche explorativ zu strukturieren. Das qualitative Interview und die teilnehmende Beobachtung werden hierbei bevorzugt.

Tabelle 2.1 Grundlegende Sinnkonzepte der qualitativen Sozialforschung. Den drei grundlegenden Sinnkonzepten in der qualitativen Sozialforschung (subjektiver, sozialer und objektiver Sinn) werden die jeweiligen Erkenntnisziele, Basisparadigmen, Erhebungsmethoden und Auswertungsmethoden zugeordnet

	Subjektiver Sinn	Sozialer Sinn	Objektiver Sinn
Erkenntnisziel	Erfassung, Beschreibung und Nachvollzug subjektiv-intentionaler Sinngehalte	Rekonstruktion sozial geteilter Sinngehalte ► Deutungsmuster ► Erfahrungsräume ► Lebenswelten	Rekonstruktion eher invarianter Tiefenstrukturen ► Kommunikative Basisregeln ► Prozessstrukturen des Lebenslaufs
Basisparadigmen	► Verstehende Soziologie ► Symbolischer Interaktionismus ► Phänomenologie	► Symbolischer Interaktionismus ► Phänomenologie ► Wissenssoziologie ► Konstruktivismus	► Psychoanalyse ► Genetischer Strukturalismus ► Ethnomethodologie
Erhebungsmethoden	► Alle Arten offener Interviews	► Leitfadeninterview ► Gruppendiskussion ► Beobachtungsmethoden ► Dokumentenanalyse	► Narratives Interview ► Aufzeichnung natürlicher Interaktionen ► Dokumentenanalyse
Auswertungsmethoden	Unterschiedliche Arten offener Interpretation, meist eng am Gegenstand (paraphrasierend)	► Offenes und theoriegeleitetes Kodieren ► Fallkontrastierungen ► Ethnografie ► Dokumentarische Methode der Interpretation	► Sequenzielle Interpretation: ► Objektive Hermeneutik ► Tiefenhermeneutik ► Narrationsanalyse ► Konversationsanalyse

- Dem Interesse an den Inhalten steht auf der Seite der strukturtheoretischen Ansätze die Priorität methodologischer Fragestellungen gegenüber. Dieser Forschungsperspektive geht es vor allem um die Erprobung und Weiterentwicklung von qualitativen Methoden und grundlagentheoretischen Fundierungen des interpretativen Paradigmas.
- Ob diese Arbeitsteilung im Feld qualitativer Sozialforschung sinnvoll ist und vor allem der eigenen, aus der Kritik an der quantitativen Sozialforschung entstandenen Programmatik entspricht, muss jeder für sich selbst beurteilen.

Fazit

Forschungsperspektiven und -absichten

Man kann zwischen vier Forschungsperspektiven und -absichten qualitativer Forschung unterscheiden:

- Nachvollzug des subjektiv gemeinten Sinnes (subjektiver Sinn),
- Deskription sozialen Handelns und sozialer Milieus (sozialer Sinn),
- Rekonstruktion von Strukturen (objektiver Sinn) und
- (Re)Konstruktion historisch und sozial vortypisierter Deutungsarbeit.

Weiterführende Literatur

Berger, H. (1974). Untersuchungsmethode und soziale Wirklichkeit. Eine Kritik an Interview und Einstellungsmessung. Frankfurt am Main.

Bonß, W. (1982). Die Einübung des Tatsachenblicks. Zur Struktur und Veränderung empirischer Sozialforschung. Frankfurt am Main.

Cicourel, A. (1970). Methode und Messung in der Soziologie. Frankfurt am Main.
Erwägen Wissen Ethik 2007, 18 (2): Debatte zu Ansprüchen, Prämissen und Problemen qualitativer Sozialforschung.